

(Nachdruck verboten.)

## 18] Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Die Seuche, eingeworfene Scheiben und der Tod des Altenberger Herrn.

Im Herbst und im Frühling fallen die reifen Menschenfrüchte dahin. In den Sturm, der von weither den Frühling bringt und dem der Lebensodem innewohnt, mengen sich die letzten Atemzüge verschwendender Menschen. Und das Herbstgebräuse überkönt mit zornigem Gebrülle das Aechzen der Sterbenden. Herbst und Frühjahr sind eine reiche Zeit für den Erlöser Tod.

Als der Findling, der Gutenburger Viktor Fürchtemich Unbekannt, in seinem fünfzehnten Lebensjahr ging und sich gut anließ, wie ein junger Baum, der der Sonne zuwächst und auch viel Lärm macht mit seinem schlanken Reisig, wie's der Bub mit seinem jungen Leben tat, zur Freude des Altenberger Herrn und des Fremden, da kam der Tod. Er hatte, just wie's frühlingen wollte, eine reiche Ernte. In dem Güttlein des Tagelöhners sah er sich um wie beim Bauer und fragte nicht viel nach reich und arm.

Da, allwo er die Zeit gekommen hielt, griff er zu und riß manche Lücke und brach viel Herzleid und Weh. Auch machte der Tod manchem Raum. Und den vielen, deren Weinen vom Herzen kam, sagte er: „Weine Dich aus, die Zeit macht vieles wieder gut!“ Und ganz leise, selten verstanden, sagte er mit seinem Lächeln, das nur wenige sahen: „Die Rücken sind da, um ausgefüllt zu werden, Du dummes Kind!“

In dieser Sterbenszeit sah der Fremde, der nun schon seit vielen Jahren in Gutenberg wohnte, mit dem Altenberger Bürgermeister im Hirschen zusammen.

Der alte Hirschenwirt hatte seine Reberenz gemacht.

„Ben, Ihr Herren, nimmt der Knochenmann zuerst von uns, was meint Ihr dazu?“

Der Altenberger schaute vor sich hin und sagte langsam: „Wenn ich's wär', was lag' daran? Ich bin alt genug; das Leben liegt hinter mir.“

Der Hirschenwirt machte da und schlug sich auf die Schenkel. Dann trank er einen tüchtigen Schluck von seinem Besten, daß ihm die Augen übergingen. Er zeigte auf den Wein und sagte:

„Das ist der beste Doktor, auf den lebenden gebe ich nichts, der hilft nicht.“

Der Hirschenwirt ging darnach weiter seinem Geschäft nach. Der Fremde und der Altenberger, die beide seit Jahren ungetrübte Freundschaft hielten, sahen eine Weile still beisammen.

„Habt Ihr nun die Sache wegen dem Findel überlegt?“ fragte der Altenberger.

„Es wird für den Bub den Besten sein, wenn er auf der Scholle bleibt, das Beste für den Bub und vielleicht für die Gegend.“

Berwundert fragte der Altenberger:

„Wie so?“

Der Fremde schaute da den Altenberger lange an, dann sagte er:

„Wie die Gegend hier herum in den Pfaffenhänden liegt, brauche ich Euch nicht zu sagen, und daß trotzdem tüchtige Leute hier wohnen, wißt Ihr auch. Was glaubt Ihr nun, wenn da einmal einer käme, dem die Pfaffen mit ihrem Wiße nichts tun könnten, und wenn gerade dieser Mann viel Liebe zur Gegend hätte und auch gut beschlagen wär' in dem „Wenn und Aber“ des Pfassentums und sogar noch ein wenig darüber, und wenn er gegen die Pfaffen Front machte und so eine neue Luft, eine Frühlingluft in die Gegend käm? Was meint Ihr dazu?“

Der Altenberger Herr sagte rasch:

„Na, sicher wär' das gut! Aber gerade, um über das „Wenn und Aber“ zu kommen, müßte der Findel auf die Universität; hier kommt er doch nicht so weit!“

Der Fremde lächelte leicht vor sich hin; da sagte der Altenberger:

„Nichts für ungut, so war's nicht gemeint, an Euch zweifle ich nicht; ich dachte an alle Fälle.“

„Hört, Freund, wenn wir ihn hinausgehen lassen, dann kommt vieles an den Bub, das er erst noch überwinden muß, und darüber könnte leicht die beste Zeit vergehen. Er soll in der Jugend bester Kraft hier tun, was vonnöten ist, und nicht diese Kraft an dem vergehren, was an ihn käme, wie's an alle kommt, die draußen sind, weg von der Heimat. Und worüber er später von selbst weg kommt, wenn er in den Mannesjahren steht. Hier soll ihm sein Gesichtskreis aufgehen, hier soll er seine Welt sehen und gar nicht daran denken, wie groß das übrige draußen ist und wie klein wir hier. Dann kann er ankommen und auch weiter kommen.“

Der Altenberger hörte schier andächtig den Fremden an. Dann aber wurde sein Gesicht trübe, und er sagte:

„Alles das ist schön, er selber findet vielleicht den Weg für sich. Aber das Gute, das er der Gegend geben soll, das ist eine schöne Musik, davon verstehen die Leute hierum nichts, nicht einmal die Melodei können sie fassen.“

Der Fremde sprang erregt auf, und seine Worte drängten ungestüm über seine Lippen:

„Und doch ist die Zeit da, gestern kam sie ins Land ganz leise, und heute zuck's da und dort, und morgen kommt das Wetterleuchten.“

„Ach, was wollen die wenigen, was können die? Da einer und dort einer das Maul verbrennen.“

„Alles müssen sie wollen, alles können sie dann auch; denn wir leben in einer Zeit, die einen Luther ertragen könnte, wollte doch dieser neue Luther nur kommen, denn die Zeit ist da und nur wenige wissen das. Und soviel kann da einer den Menschen sein. Könnte ich doch einer von diesen sein! Vom Grabe meines Weibes würde ich weglassen, dem neuen Luther entgegen!“

Eine Weile schwiegen die beiden, und der Fremde kam wieder vom Himmel, wo seine Paßgeigen hingen, auf unsere miserable Erde herunter, die so gut bewacht und so wohl gedrillt wird von Gendarmen und Ministern, sowie nebenbei auch ein wenig regiert von Gottes Gnaden, da's Regieren Sport und Verdauung gesund sein soll. Und als der Fremde unter seinen beiden Füßen wieder Gutenburger Erde hatte, da lächelte er in sich hinein. Da fing er behende seine durchgebrannte Phantasia wieder ein und band sie dieses Mal besser und vorsichtiger als früher, freuzweise und überzwerch recht gut, packte sie obendrein noch in derbes Packpapier und sandte sie als eingeschriebenen Brief dem Negerhäuptling Frischmich und Berdaumich ins schwärzeste Afrika hinein, dorthin, wo sie so bequem gekleidet sind und schön tun, ehe sie sich vor lauter Liebe auffressen.

Zu seinem Kumpan sagte er:

„Aber vorerst, lieber Freund, sind wir noch im heiligen römischen Reich-deutscher Nation und müssen auch noch eine Weile drin bleiben und das Beste für den Jungen hoffen, da's uns alten Ekeln nimmer blühen will.“

Der Altenberger, der lieber lustig war als solchem Sinnen und Reden nachging, gab da nach:

„Macht, wie Ihr für gut haltet, mir ist's recht! Ich denke an den Jungen, des seid gewiß! Ein armer Teufel darf er nicht bleiben. Dann geht's besser voran; denn Geld hilft immer ein Stück mit auf dem Weg in der Welt.“

Da kam der Doktor in die Nebenstube. Er war ein frisch auf die Menschen losgelassener Arzt, neugeboren nach Gutenberg gekommen und hatte in dem halben Jahre, seit er da war, eine Goldgrube von Praxis gefunden. Die Seuche half ihm ein gutes Stück auf die Meile und sicherte ihm die Zukunft. Darum war der junge Doktor auch herzungsvergnügt, denn zur guten Praxis hatte er noch seine Jugend, und in Breußen, woher er kam, hatte er auch noch eine Preuzin, die ihm hold war.

Der Doktor hatte gerade eine Weile Luft, und da der Altenberger die Preuzen als Skatspieler ganz im besondern liebte, staken die drei im Nu mitten in dem Grand und Solo und allem dem Schönen, was des Skatspielers Herz hüpfen macht. Sie mochten so ungefähr eine Stunde gedroschen haben. Der Doktor hatte bisher verloren, wie dies bei Leuten, die irgendwo auf Gottes Erde ein liebes Mädchen haben, so ist. Und

als er gerade einen Grand mit Bierem bekam so fein wie nur möglich, stürzte die junge Hirschenwirtin herein ins Nebenzimmer. Sie nahm ohne weiteres dem verblüfften Doktor seinen riesengroßen Grand aus der Hand und zog ihn vom Stuhle auf.

„Was ist denn los?“ fragte der Doktor.

Weinend antwortete die junge Hirschenwirtin, die Schwiegertochter vom alten Hirschenwirt:

„Kommen Sie, Herr Doktor, der Vater ist hingefallen und rührt sich nicht mehr!“

Da ging der Doktor mit der jungen Frau weg.

Der Altenberger meinte leise und schaute den Fremden sinnend an:

„Sollte der Hirschenwirt der erste von uns sein?“

Der Doktor ging zum Krankenbette. Da lag der Hirschenwirt mit großen Augen bewegungslos. Ein Schlag hatte ihn gerührt. Der Kranke lag hoffnungslos daneben. Aber der Doktor sagte, um den Mann in Sicherheit des Wiedergenesens hinübersterben zu lassen:

„Bis morgen seid Ihr wieder wohl!“

Da leuchtete in den Augen des Wirtes ein Feuer auf voll Hohn, und ein lautes gelles Gelächter schien dem Doktor irgendwoher zu kommen. Der alte Hirschenwirt glaubte an keinen Trost und war des Sterbens sicher. Er schaute weg zur Decke. Da ging der Doktor.

Als er wieder beim Stat saß, meinte er, es sei eine verfluchte Sache mit manchem Sterbebett, und man wär im Grund genommen heillos machtlos gegen den Tod.

Der Altenberger antwortete darauf, daß bei solchen Gedanken die Gutenburger viel Hoffnung hätten, mit der Zeit an dem Preußen noch einen ganz vernünftigen Arzt zu bekommen.

Dann spielten sie weiter Stat.

Aber es war eine eigene Gleichgültigkeit bei dem Spiele. Jeder hing anderen Gedanken nach, und diesen Gedanken legten sie mit dem Statspiel ein Mäntelchen um.

(Fortsetzung folgt.)

## Hyndmans Erinnerungen.

„Die Aufzeichnungen eines Lebens voller Abenteuer“ (The Record of an Adventurous Life) ist der Titel des Buches, das Genosse Hyndman vor kurzem veröffentlicht hat und das einen höchst interessanten Beitrag zur sozialistischen Memoirenliteratur darstellt. Auf den ersten Blick mag der Titel etwas sonderlich erscheinen. Aber wer wie Hyndman, die Kämpfe Garibaldi's in Italien verfolgt, die wilden Zeiten in Australien miterlebt, in den polynesischen Gewässern dem stets hungrigen Magen der Haisische knapp entronnen und im wilden Westen Amerikas die allgegenwärtigen Schießknäuel um sich knallen gehört, hat wohl ein Recht, von einem Leben voller Abenteuer zu reden. Die lebhaften Schilderungen des englischen Genossen bilden eine fesselnde Lektüre von der Art, die man am liebsten in einem Zuge genießen möchte und von der man sich nur ungern trennt.

Jedoch noch mehr als diese Schilderungen ziehen uns die Kapitel an, die von Männern wie Marx, Mazzini, Morris, Liebknecht und anderen großen und bedeutenden Geistern des neunzehnten Jahrhunderts handeln, deren Freundschaft der Verfasser genoss. Bietet uns die Geschichte die nach gewissen Gesichtspunkten geordnete und interpretierte Vergangenheit, so läßt die Memoirenliteratur die Vergangenheit wieder lebendig vor unseren Augen auferstehen. Und was könnte uns Jüngeren, die die schweren, doch glorreichen Anfangsjahre unserer Bewegung nur aus den Büchern kennen, willkommener sein, als einen Blick in die Werkstätte der Geschichte zu tun, in das Leben der handelnden Personen, wie es sich in den Darstellungen dieses Zeitgenossen widerspiegelt?

Es wird wohl wenig Menschen geben, die auf dem Wege nach dem Mormonenstaat zu Sozialisten geworden sind. Genosse Hyndman erzählt in seinem Buche, wie er auf einer Geschäftsreise nach Utah Margens „Kapital“ eifrig studierte, wie ihm diese Lektüre die Augen öffnete und wie er sich einschloß, die amerikanische Gesellschaft im Lichte dieser neuen Erkenntnis zu untersuchen. In diesem Zusammenhang beschreibt er folgende amüsante Episode:

„Da ich damals mit Herrn John Morley auf gutem Fuße stand, schrieb ich diesem etwas von dem, was ich sah oder zu sehen glaubte, was ein sehr amüsantes Nachspiel hatte. Ich schrieb ihm, daß das Auseinanderprallen der Klasseninteressen nach meiner Ansicht so festig würde, daß es nicht lange dauern werde, bis es zum offenen Konflikt käme. Selbst der noch gewaltige ungehobene Reichtum der Republik, der noch der Entwidlung harre, könne sie vor diesem ungestümen Klassenkampf nicht schützen, der sowohl bitter wie beständig sein werde. Herr Morley druckte dieses Schreiben anonym in der „Wall Mall Gazette“ ab, und so kam es wieder nach den Vereinigten Staaten zurück. Zufällig erschien dieser Passus gerade, als

ich von Utah nach New York zurückkehrte, in der „New York Tribune“ mit folgendem Kommentar: „England schickt manche närrische Reisende nach den Vereinigten Staaten, aber es hat nie zuvor einen solcher Narren geschickt wie diesen.“ Da ein paar Monate nachher der schreckliche Kampf bei Homestead stattfand, in dem Herr Andrew Carnegie Pinkertons Thugs mit Winchester-Gewehren losließ, um die Arbeiter niederzuschießen, mit deren unbezahlter Arbeit er sein solofales Vermögen angehäuft hatte, und da nicht lange danach die Chicagoer Tumulte und andere große Streikunruhen die Welt im Ersauern setzten, glaube ich beanspruchen zu können, daß der närrische Reisende ein wenig klarer sah, was vor sich ging, als der zu Hause bleibende Weise, der sich als der allwissende Redakteur aufspielte. Ich gebe jedoch nichtsdestoweniger zu, daß aus Ursachen, die ich heute sehr deutlich erkennen kann, der Klassenkampf nicht so schnell, als ich damals erwartete, das Stadium der revolutionären Klassenkriege erreicht hat. Die Mühen der Oekonomie mahlen langsam, aber sie mahlen äußerst fein.“

Hyndmans Verehrung für Marx, dem er zuerst in England popularisierte, spiegelt sich in mancher prächtigen Beschreibung wider. Greifen wir eine Stelle heraus:

„Marx war ein Jude und mir schien es, daß er in seiner Person und seinem Wesen mit der imponierenden Stirn und den großen hervortretenden Augenbrauen, den stehenden, glänzenden Augen, der breiten, Empfindsamkeit verratenden Nase und dem beweglichen Munde, alles umrahmt von dem ungehorsamen Haupt- und Barthaar, den gerechten Zorn der großen Propheten seiner Klasse mit den kalten analytischen Fähigkeiten eines Spinoza und der jüdischen Doktoren verband. Es war eine außerordentliche Vereinigung von Eigenschaften, wie ich sie bei keinem andern Menschen gekannt habe.“

Als ich, erfüllt von dem tiefen Eindruck, den die große Persönlichkeit, die wir verlassen, auf mich gemacht hatte, mit Hirsch hinausging, fragte mich dieser, was ich von Marx hielt. „Nun,“ erwiderte ich, „ich glaube, er ist der Aristoteles des 19. Jahrhunderts.“ Und dennoch, als ich dies sagte, war ich mir bewußt, daß sich dies nicht ganz mit den Tatsachen decke. Erstens war es ganz unmöglich, sich Marx vorzustellen, als spiele er bei Alexander den Höfling, während er tiefe Studien betrieb, die spätere Generationen so einschneidend beeinflusst haben, und außerdem schloß er sich nie so vollständig von den unmittelbaren menschlichen Interessen ab, um instände zu sein, die Dinge und ihre Umgebung in dem kalten, leidenschaftslosen Dichte zu betrachten, wie der größte Philosoph des Altertums. Es kann nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß sein Haß gegen das System der Ausbeutung und Lohnsklaverei, das ihn umgab, nicht nur intellektueller und philosophischer, sondern auch bitterer persönlicher Art war. Ich erinnere mich, wie ich einmal zu ihm sagte, daß ich glaube, ich würde toleranter, je älter ich würde. „Glauben Sie das,“ sagte er, „glauben Sie das?“ Es war ganz sicher, daß dies bei ihm nicht zuträfe. Ich glaube, es war Margens tiefe Abneigung gegen die bestehende Gesellschaftsordnung und die vernichtende Kritik, mit der er seine Gegner bedachte, was viele von der gebildeten wohlhabenden Klasse verhindert hat, sein weiserhaftes Lebenswerk in seinem vollen Werte einzuschätzen, und was Halbwisser und Borschlauer dritten Ranges wie Böhm-Bawerk zu solchen Helden in ihren Augen gemacht hat, nur weil diese seine Worte verdrehen und versuchen, ihn zu „widerlegen“. Wir sind heute besonders in England daran gewohnt, stets mit großen weichen Knöpfen an der Spitze unserer Kapiere zu stehen. Die gewaltigen Angriffe, die Marx mit dem bloßen Stahl auf seine Gegner ausführte, sahen so ungehörig aus, daß unsere „Gentlemen“, Scheinkämpfer und intellektuelle Akrobaten, nicht glauben konnten, daß dieser schonungslose Polemiker und wütende Gegner des Kapitals und der Kapitalisten wirklich der tiefste Denker der modernen Zeit war. Eine oberflächliche Belannschaft mit den Streifschritten Thomas Mores oder John Miltons würde sie befähigt haben, Marx von diesem Gesichtspunkt aus viel besser zu verstehen. Er kämpfte in seinem ganzen Leben immer einen Kampf bis zu Ende, und dieses Ende, das möchte ich voraussagen, wird sich hinausziehen, bis seine Größe allgemein anerkannt wird.“

In einer Besprechung des Hyndmanschen Buches, die in einem Londoner Blatt erschien, wird dem Verfasser der Vorwurf gemacht, er reißt in seinen Memoiren alle Leute herunter. Das steht aber direkt im Widerspruch mit der Wahrheit. Wo er Zeitgenossen, die ihm lieb und wert waren, lobt, da tut er dies mit ganzer Seele und mit ganzem Herzen. Aber solche Charaktere wie Hyndman sind auch gute Haser. Die Renegaten schneiden bei ihm schlecht ab. Hören wir einmal, was er über Herrn Briand zu sagen hat:

„Ich kannte Aristide Briand eine Zeitlang ziemlich gut. Er war damals ein noch wilderer und ein viel weniger höflicher Anarchist und Umstürzler als Krapotkin. Auf internationalen Kongressen machte sich der Mann als Sekretär und Häuptling der anarchistischen und Generalstreikselemente des französischen Gewerkschaftertums zu einer wahren Landplage, störte systematisch die Verhandlungen und bestand darauf, weit mehr Redezeit zu haben als ihm zukam. Er war ein unetraglicher, anmaßender, sich selbst vergötternder Mensch. Das war der Eindruck, den dieser heftige, die Propaganda der Tat predigende Anarchist Briand auf alle machte, die ihm auf diesen Kongressen begegneten. Und ich glaube, damals meinte er auch alles, was er sagte. Er war ein konsequenter Individualist, der bereit war, für die vollständige Freiheit des Individuums als einen Schritt zur sozialen Freiheit

zu kämpfen, und hatte nicht die geringste Achtung vor Prinzipien oder vor der Meinung irgend eines anderen, als sich selbst. Dennoch ist er Premierminister von Frankreich gewesen und hat seine individualistischen Gedanken im kapitalistisch-liberalen Fahrwasser gänglich und einzig im Interesse seiner eigenen persönlichen Erhöhung angemandt. Offenbar war dies bei seiner gänzlichen Mißachtung anderer und seiner religiösen Selbstanbetung ein natürlicher Entwicklungsprozeß."

Eines der interessantesten Kapitel des Buches handelt von dem englischen konservativen Staatsmann Lord Beaconsfield (Disraeli) und der langen Unterredung, die der Genosse Hyndman im Jahre 1881 mit dem Neubegründer der konservativen Partei hatte. Hyndman glaubte damals, die konservative Partei für eine Reform der bestehenden Verhältnisse im Sinne der sozialistischen Ideen interessieren zu können. Das mag uns heute als ein etwas lächerlicher Gedanke erscheinen, aber zu einer Zeit, als die englischen Konservativen die Arbeiter gegen die Liberalen, die wütende Gegner jeder Sozialreform waren, ausspielten, lag die Idee gewissermaßen in der Luft. Daß Disraeli über diese Dinge sehr klare Gedanken hatte, beweist der Schluß der Unterredung:

"Und glauben Sie," sagte Lord Beaconsfield, „daß irgend eine Aussicht besteht, daß Sie eine derartige Politik, wie die Dinge heute liegen, ausführen können?" Ich erwiderte, daß ich mich nicht ganz sicher fühle, daß ich es aber auf einen guten Versuch ankommen lassen würde. „Sie werden sie mit der konservativen Partei nie und nimmer ausführen können. Das ist ganz sicher. Ihr Leben würde Ihnen zur Last werden. Es ist nur möglich durch eine Demokratie wie die, von der Sie sprechen. Im Augenblick, in dem Sie versuchen würden, es auf unserer Seite zu verwirklichen, würden Sie sich von einer Phalanx der großen Familien umringt sehen, die Ihnen auf Schritt und Tritt entgegenzutreten würden — diese und ihre Weiber. Und auf der anderen (liberalen) Seite würde es Ihnen nicht besser ergehen." „Aber dieses Parteiensystem," erwiderte ich, „braucht nicht ewig zu dauern." „Nein, aber das Privateigentum, das Sie zu vergesellschaftlichen wünschen, und die altbegründeten Rechte, die Sie offen bedrohen, haben noch sehr viele, die für sie eintreten. Ich sage dies nicht, um Sie zu entmutigen, aber Sie haben wirklich eine sehr — schwere Arbeit unternommen, und selbst heute sind Sie kein sehr junger Mann mehr, der so viel Eifer und Begeisterung hat, wie dazu nötig sind. Dieses Land, Herr Hyndman, ist sehr schwer zu etwas zu bewegen; es ist wirklich ein sehr schwer zu bewegendes Land, in dem man mehr Enttäuschung als Erfolg erwarten muß. Aber beabsichtigen Sie, fortzufahren?" Ich sagte, ich beabsichtige das. „Dann werde ich das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen."

Wilhelm Liebknecht, mit dem Hyndman gut befreundet war, schildert er als einen außerordentlich liebenswerten und achtenswerten Menschen von hoher Begabung. Und nun zum Schluß sei noch ein Passus zitiert, der gerade heute, wo die Kriegsgefahr so akut geworden ist, sehr gelegen kommt:

„Als Liebknecht und Bebel Bismarcks Krieg gegen Frankreich heftig bekämpften und unverzüglich ins Gefängnis geworfen wurden, legten sie bei jener Gelegenheit durch ihre Handlungsweise den Grundstein zu einer bestimmten Politik der internationalen Sozialdemokratie, die zu allen Zeiten und unter allen Umständen eine leidenschaftliche Gegnerin jeder Art Angriffskrieg ist, und gab ein Beispiel persönlichen Mutes und Aufführung in diesem Sinne, dem Sozialisten anderer Nationen seitdem mit Stolz gefolgt sind. Von jenen Tagen bis heute ist der Kurs, den Bebel und Liebknecht zu einer Zeit des wilden Chauvinismus in Deutschland, als die Erinnerung an vergangene durch Frankreich erlittene Unbilden alle Gemüter beherrschte, einschlugen, von allen Freunden der Menschheit als eines der schönsten Beispiele der Selbstaufopferung für die Sache des Friedens betrachtet worden."

## Kartenkunde.

Unter den hiesigen Abteilungen und Unterabteilungen, in die die Erkenntnisarbeit des Menschen zerlegt ist, verschwindet leicht mancher Zweig, besonders wenn ein gelehrter Name ihn noch schwerer erkennbar macht. Man dringt durch Zufall, um sich flüchtig zu informieren, in ein derart abgelegenes Gebiet ein und findet allen Grund, nicht nur flüchtig zu verweilen, vielmehr sich von merkwürdig reizvollen Einzelheiten des Gebietes tiefer hineinlocken zu lassen.

Ein solches Gebiet ist die Kartographie oder „Kartenkunde". Das neuere Wort erinnert vielleicht eher an monotone Schulstunden, in denen man mit einem Zeigestod auf jenen ausgerollten Karten ganz gleichgültige Orte und Flußläufe finden sollte. Man wird angenehm enttäuscht. — Die Kartographie, die als Wissenschaft erst recht zur Geltung kommt, hat ein Janusgesicht — zwei Seiten. Beide sind zwar sehr verschieden, aber schwer weiß man, welche als interessanter zu bezeichnen wäre.

Auf der einen Seite weist sie in die Vergangenheit. Auf den Geschichtsblättern des Kartenweizens stellt sie nichts geringeres dar, als die Orientierung des Menschen auf seiner Erde. Die Geschichte der Karte ist die Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Erde. Der Unternehmungsgestir der Seefahrer hinterließ in den Karten seine Spuren, wie die Füge der großen Eroberer, und wie die Perioden der großen Entdeckungsfahrten des Mittelalters einen Auf-

schwung der Karte bedeuteten, so hinterläßt auch heute jede Expedition in wenig oder unbekannte Gebiete ihren Eindruck in Ergänzungen oder Verbesserungen bestehender Karten.

Die neuere Kartographie wiederum fesselt durch ihre reich gegliederte Organisation, durch die in ihren Arbeitsmethoden zur Geltung kommende Intelligenz des modernen Menschen, nicht zuletzt aber durch die Blüte der Herstellungstechnik. Die Geschichte der neuere Kartographie wird so auch zur Geschichte der vervielfältigenden Künste.

Der Wunsch nach besserem Verständnis der in unseren Atlanten und Karten enthaltenen Arbeit allein würde das Erwachen des Interesses für Kartographie noch nicht erklären; so lange ein praktischer Zwang zur Information über die Erde und ihre Teile nicht vorliegt, wird es passiv bleiben. Aber schon die Ausdehnung all-gemein zugänglicher Sports, wie das Radfahren, brachten den Sinn für Kartenweisen in weitere Kreise. Genau wie im Anfang des Kartenweizens interessierte sich aber der Radfahrer, der Tourist nur für die Straßen, seine Karte ist in erster Linie Routenkarte, wie die der Römer; erst der Flugport zwingt uns auf unseren Karten die Darstellung der Flächen, die Art der Boden-erhebungen, der Tiefen zu suchen und damit überhaupt das hierin seit langem Geleistete zu würdigen und zu beachten.

Wenn wir die ganze Entwicklung der Karte übersehen, merken wir, daß es sich im ganzen stets um zwei Sorten handelt, die Art der Feststellung der bekannten und zu verzeichnenden geographischen Gegenstände (Topographie) und zweitens, um die naturgetreue Wiedergabe des betreffenden Teiles der Erdkugel in flachen Karten, unter Wahrung der aus der Kugelform entstehenden Verhältnisse (Kartenprojektion).

Die Bemühungen, das Stück Erdkugelfläche annähernd zuverlässig auf die Fläche zu zeichnen, gehen durch die ganze Geschichte der Karte und geben heute noch genügend Ursache zur Aufstellung neuer Methoden und Hilfsmittel.

Die Karte soll ein verkleinertes Spiegelbild der Wirklichkeit sein, danach strebt unsere Kartographie. Nicht nur die Lage der Orte gegeneinander soll ihrer Lage auf der Erdkugel entsprechen, wir verlangen auch mit einem Blick genauere Einzelheiten, über Größe des Ortes, über die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Staat, über die Bodenverhältnisse, die Bewässerung, die Bewaldung, die Höhenlage. Wir sehen heute in der Gebirgsdarstellung sogar die Abstufungen der Höhen bis zum Verlieren in die Ebene, wir sehen an den Küsten das Verlaufen des überdeckten Strandes in die Meerestiefe. Was hierzu bereits in vergangenen Zeiten geschaffen wurde, in welcher Weise heute gearbeitet wird, wird bei dem Umfang der in Frage kommenden Zeiträume und Leistungen nur in großen Linien zu geben sein.

Die Griechen leiten nicht nur die uns bekannte Kunde vom Kartenentwerfen ein, sie leisteten auch nach der wissenschaftlichen Seite bereits Erhebliches. Wir besitzen keine ihrer Karten, aber ihre Literatur enthält genug, um eine Vorstellung davon zu erlauben. Ihr „geographischer Horizont", wie man den Umfang des jeweils bekannten Wissens von der Erde bezeichnet, beschränkte sich zunächst auf die an das Mittelmeer angrenzenden Länder. Anaximander von Milet soll um 600 vor Chr. die meisten Karten entworfen haben. Dikarak von Messina (350—290 vor Chr.) zeichnete in seine Karte die durch Alexander den Großen bekannt gewordenen Länder ein. Er gab auch seiner Karte eine Orientierungslinie, die natürlich — dem geringen bekannten Erdgebiet entsprechend — die Längsachse des Mittelmeeres gleichsam als Achse der Erde ansehen mußte.

Er zog hierzu eine Nord-Südblinie, die seine Mittelmeerachse im rechten Winkel auf der Insel Rhodus schneidet, denn diese war das wichtige und bedeutende Handelszentrum des Mittelmeeres. Diese Karte war begreiflicherweise der Lage der bekannten Mittelmeergebiete entsprechend mehr breit als lang und gab nach ihren Orientierungslinien Anlaß zu den Ausdrücken: „Geographische Länge und Breite". Weiter hat Eratosthenes in Alexandria einen Grundstein gelegt, da er „ein aus Parallel- und Meridianlinien zusammengesetztes Netz von Vierecken verwendet und die erste Gradmessung ausführte". Diese Hilfslinien, deren Berechnung und Begründung der Mathematik zufällt, bezwecken die naturgemäße Lage der geographischen Gegenstände in der Karte wieder zu erhalten. Hipparch teilte den Äquator anstatt der vorher üblichen 60 Teile (Grade) in 360 ein. Marinus von Tyrus (um 100 nach Chr.) zieht bereits ein vollständiges Gradnetz, wobei er die Kugelgestalt der Erde berücksichtigt, während bisher die Erde „als eine flache Scheibe betrachtet wurde". Claudius Ptolemaeus, circa 87—150 n. Chr. in Alexandria als größter Mathematiker und Astronom wirkend, hat bereits ein „Lehrbuch der Kartographie" verfaßt, das neben einer eingehenden Kartenentwurf- lehre ein Verzeichnis der damals auf Erden bekannten Ortschaften mit Angabe ihrer geographischen Länge und Breite enthielt, sowie die Namen von Ländern, Flüssen und Bergen aufzählte. Die Zahl der Namen umfaßt bei ihm schon 8000. Für die Höhe der damit erreichten Leistung der Griechen spricht, daß dieses Lehrbuch des Ptolemaeus bis tief in das Mittelalter hinein an den Schulen als solches Geltung besaß, womit allerdings auch trefflich der Tiefstand dieser Epochen markiert wird. Diese Karten stellten auch bereits Gebirge dar, in einem Gekrümel, das am ehesten den Jähnen einer Säge entspricht und darin der noch heute üblichen Gebirgsdarstellung der chinesischen Karte nahe kommt.

Die Römer haben zum Ausbau dieser Kartenkunst theoretisch wenig beigetragen, nur benutzten sie die Methoden der Griechen fleißig und erweiterten durch ihre Eroberungszüge den „geographischen Horizont“ erheblich. Man hatte für Militärzwecke, wie für Reisen der Kaiser bereits genug Wegaufnahmen, daß man von einer „Kartensammlung“ des Kaiser Augustus spricht, daß Cäsar eine Karte des gesamten römischen Reiches planen und Vespasianus Agrippa gar an eine „Karte der Erde“ ging. Des Ptolemäus „Weltkarte“ umfaßte freilich erst 1/3 der heute bekannten Erdoberfläche. Die Methode des aufnehmenden Zeichners bestand einfach darin, sich in gerader Linie in der Richtung der Windrose fortzubewegen und alles zu verzeichnen, was an Orten, an Militärstationen, an Gebirgs- und Wasserhemmnissen vorkam. Diese Weglinien gingen auf der Karte schmurgerade, sie berücksichtigten also die Kugelgestalt der Erde nicht und nützten also in einer Zusammenstellung die ungeheuerlichsten Verzerrungen der wirklichen Verhältnisse aufzuweisen. Die Gebirge stellte man durch „Maulwurfhügel“ dar, die Flüsse durch dicke krumme, die Wege durch dünne gerade Linien. Unsere Eisenbahnkarten dürften, in allerdings notwendiger Vereinfachung ihnen hierin ähneln. Wälder wurden durch Bäume, Städte und Lagerplätze durch Häuschen dargestellt, welche Darstellungsart man im Märkischen Museum auch auf den Karten des Mittelalters studieren kann. Danach löst eine rabenschwarze Nacht dieses gegen die griechische Helle doch nur spärliche Fladern der römischen Kartenkunst ab. In mittelalterlicher Europa sind nur noch Karls des Großen Silberfahse, die Pläne von Rom und Konstantinopel bieten und die Erde darstellen, zu erwähnen. Ihr Untergang ist charakteristisch. In den Kriegen seines Enkels Lothar sollen sie zerstückelt und zur Bezahlung von Söldnern verwertet worden sein. Die Scholastiker brachten danach das Erreichte noch weiter herunter. „Die Verfertiger von Weltkarten zweifelten nur darüber, ob es orthodoxer sei, sich die trockene Ländermasse scheibensförmig oder viereckig zu denken.“ Hatten die Jonier ihr Delphi als Mittelpunkt der Erde angenommen, so mußte sich die Erde nun um Jerusalem ausbreiten. Auf diesen Weltkarten, die die Erdplatte in eine westliche und östliche Hälfte teilte, fehlten weder die biblischen Sagenbühnen Babel und Babel, noch der Judenwall, noch das Paradies mit den in der Schöpfungsgeschichte ihm beigelegten vier Flüssen.

Inzwischen hatten sich die Araber als die geistig Höherstehenden erwiesen. Der Khalif Mamun ließ 813 des Ptolemäus Hauptwerk übersetzen und durch astronomische Ortsbestimmungen, Entdeckungstreffen und Gradmessungen sein Kartenmaterial auf gewisser Höhe halten.

Wir hatten gesehen, daß man sich der Windrichtung bediente, um eine Richtung einzuhalten. Die Schifffahrt hatte entsprechende Karten, die aus den Erfahrungen von Jahrhunderten Klüften und Klippen verzeichneten und die Zeiträume angaben, die zur Erreichung der Häfen nötig waren. Die im 11. Jahrhundert erfolgte Einführung der Magnetnadel, der im 13. Jahrhundert die Verbesserung als Kompaß folgte, gibt der Kartographie einen starken Stoß nach vorwärts. Ein „Segelbuch“, wie es heute heißt, das die geographische Arbeit der Seefahrer vereint, ist unter dem Namen „Periplus“ schon aus dem 6. und 6. Jahrhundert v. Chr. bekannt. Nautische Karten aber tauchen nun vom elften Jahrhundert auf, und die Kompaßkarte führte zu einer Blüte des Kartenwesens, die sich erst nach vielen Jahrhunderten erneuerte. Eine solche Kompaßkarte konnte kein Gradnetz, dagegen enthielt es im Zentrum eine Kompaßrose mit 16 Hauptstrichen, weitere 16 Nebenrosen mit je 32 durchgeführten Strichen umgeben sie. Eine solche „Vestralung“ muß eine recht erhebliche Aufklärung über das Gebiet geben. Die Linien waren sehr fein gezogen und in verschiedenen Farben, ganze Bünde schwarz, halbe Bünde grün und viertel Bünde rot. Das Kartenzeichnen wurde ein lohnender Beruf. Es entstanden in den Hafenstädten Italiens kartographische Institute, Venedig bildete den Marktplatz für solche Kompaßkarten und Segelanweisungen.

Diese Karten waren sämtlich handgezeichnet und dementsprechend wertvoll, ihre Verbreitung war begrenzt. Aus politischen Gründen hielten die Fürsten ihre Karten geheim, und noch von Friedrich II. ist bekannt, daß er „jeder Publikation von Karten seiner Staaten abhold war.“

Die Ervedung der Kartographie im deutschen römischen Reich ist deutlich gekennzeichnet durch die Erfindung der Buchdruckerkunst (1490), die Erfindung des Kupferstichs (1450) und die großen Entdeckungstreffen zwischen 1450 bis 1550, die das Bild der Erde gänzlich veränderten.

(Schluß folgt.)

### Kleines Feuilleton. Kunst.

Die Neue Sezession. (Potsdamer Str. 122; geöffnet von 10—6, Sonntags bis 4 Uhr.) Ueber das Problem, dem diese Künstler dienen, braucht man nicht zu streiten: es gibt ohne Zweifel eine Malerei, die das Naturobjekt nur dazu nutzt, ornamentale Absichten und rhythmische Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Es steht auch fest, daß alle Kunst damit anfing, das Typische, das

Entscheidende, die Gelenkpunkte, das Gerüst zu erfassen. Die Holzpuppen der Reges zeigen das Brustbein und den Parallelismus der Rippen, die Vertikale der Nase und die Horizontale des Mundes als klar erfaßtes Thema. Alles, was dazwischen liegt, wird nebenjächlich behandelt; das Thema aber wird mit straffer Energie gestaltet. Man würde sich irren, wollte man annehmen, daß etwa das Nichtkönnen des primitiven Bildhauers die Ursache solcher Darstellungsart gewesen wäre. Die Holzpuppe des Reges wurde nicht durch die Technik, sondern durch die Art des Sehens und des Empfindens bestimmt. Und wenn wir helläugig genug sind, so werden wir durch die ganze Kunstgeschichte das gleiche Prinzip wirksam finden: jede Zeit gestaltet ihr eigenes Thema und verleugnet an dem Naturobjekt alles, was nicht gebraucht wird, um die spezielle Absicht zu formen. Wobei sich allerdings beobachten läßt, daß zu gewissen Zeiten die Reinheit der Kunst getrübt wird, eben dadurch, daß offenbar das Naturobjekt über die eigentliche Empfindungswelt des Künstlers siegt und dieser mehr der rohen Wirklichkeit als seiner geistigen Vorstellung dient. Man könnte beinahe behaupten, daß die Zeiten des sieghaften Naturobjektes geringere Kunstwerte hervorbrachten und umgekehrt. Also wäre es kein übles Zeichen, wenn heute wieder Künstler daherkommen, die led und entschieden nur das gestalten, was ihnen der innere Zwang gebietet und durchaus nicht das, was das Naturobjekt (und zugleich die öffentliche Meinung) fordert.

Es fragt sich nur, wie weit solches innere Gesicht auch wahrhaftig Erlebnis, wie weit es Einbildung oder Pose ist. Und da nun muß man sagen, daß in dem Verband der „Neuen Sezession“ manch einer ist, der entweder sich über seiner inneren Gesichte im Irrtum befindet, oder gar so frech ist, uns eine Eigenart vorzutäuschen. Daneben allerdings gibt es auch einige, die wirklich etwas zu verkünden haben, einen neuen Rhythmus, den sie der Natur entrisen, eine neue Musik, die sie uns zur Lust erkösten. (Ob sie das nicht aber auch hätten tun können, ohne sich aus dem Kreis der alten Sezession zu sondern? Was das Prinzip betrifft, so wird es von der alten Sezession eben so gepflegt; und wenn auch einzelne der sogenannten Führer gegen die jüngsten Pioniere ein wenig meisterlichen Groll schossen, so bleibt, was die Gesamtheit der Organisation betrifft, die alte Sezession noch immer berufen: die Estafeten des Rhythmus aufzunehmen.)

Zu denen, die entweder uns beschwindeln oder noch keinerlei Kraft hatten, sich selber zu klären, gehören: Kandinsky und Fauconnier. Wir wissen gut, daß die Kunst im Laufe ihrer Entwidlung oft wieder beim Primitiven anfing und daß solcher Anfang zuweilen eine Tat war. Was diese beiden Münchener aber leisten, ist nur eine Unfähigkeit; das unbegabteste Kunstpapier hat mehr Malerisches zu vergeben. Einige andere der Neusezessionisten sind recht harmlos und gleichgültig. Barera-Bossi drängt sich an bedeutsame Probleme mit kindischer Unbeholfenheit, Gabriele Münter malt mit leidlichem Geschmac kleine Unbedeutensamen, Marianne v. Wereflin verläßt sich in kitschigen Effekten. Harmlos, wenn auch von redlich besserer Qualität ist E. L. Kirchner, der (im Schatten von Westheim) Zirkuszenen und habende Frauen der Groteske annähert, daneben aber auch (Nr. 16) so ein ganz klein wenig mit unschuldigen Verberstäten, mit Kinderbeinen und mondänen Stiefeln, seinen Schmerz treibt. Ihm zur Seite gehört Otto Müller; der malt weibliche Akte mit verzärtelten Farben, als eine leidliche Dekoration auf Moll gestimmt. Dagegen ist Erbslöh schon um einige Grade kräftiger und bewußter. Alle seine Frauen haben die Augenlider geschlossen; sie fühlen ihre körperschwere Melodie eines nervösen Geschlechts; auch die fleckige Farbigeit dient solcher Absicht. Kandoldt zeigt eine Verwinkelung von Brandmauern und Dächern; in dem Bild steckt etwas von der graujamen Härte des Hinterhauses und von der Westialität halb verfallener Menscheneller Etwas Kaltes, Bieernes drückt auf die Lust. Melzer tätete besser, den Holzschnitt zu pflegen; das ganze Format scheint er nicht füllen zu können. Kubista aus Prag hat mit Erfolg den Czanne studiert. Wengen malte mit tüchtiger Technik und gesundem Temperament drei stehende Frauen, dahinter ein Gezügel von flammendem Rot und Gelb. Tappert zeigt den Rückenakt einer Kauernden; in der Verkürzung geistreich und mit japanisch parfümierter Manier vorgetragen, gehört solche Wirklichkeit dem angenehmen Zwischenreich, das dem Körperlichen nur die Fläche gestattet. Auch die anderen Arbeiten Tapperts können mit Vergnügen angesehen werden, so vor allem die beiden Straßensbilder, die flott und locker das Grau der Steinhäuser und die spärlich durchleuchtete Finsternis der Nacht gestalten.

Am besten aber und ohne Zweifel der Stärkste dieses Kreises ist Max Westheim. Wer ein Bild malen kann wie das, auf dem die mit blauen Konturen hingeschriebenen Weiber sich zu bewegen scheinen und doch wie eine monumentale Hieroglyphe fest den ihnen gewiesenen Raum gliedern, der ist ein Eigener. Wir sehen nicht mehr als ein Minimum, was das Natürliche betrifft, und sehen doch eine solche Fülle von drängendem Leben und sehen eine Partheit im Reichtum der Farbe. Noch stärker, wenn auch nicht ganz so geklärt, ist die kleine Kreuzabnahme; der sahblau Christus, ein Symbol der Verwerfung, fällt mit schlenkernden Armen gegen ein nacktes fleischgelbes Weib. Dunkelblau ragt das Kreuz gegen den roten Himmel; schwefelgelb klettert im Hintergrund die Silhouette der Stadt.

Robert Dreuer.